

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel drei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 11.

Donnerstag, am 10. März.

1853.

Clementine.

Novelle

von

Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Die ersten Momente dieses Alleinseins vergingen in ruhiger, beinahe bänglicher Stille, endlich konnte sich Alexander nicht länger halten, sondern umarmte stürmisch die Heißgeliebte.

„Wie danke ich es dem Zufall, der uns hier zusammen führte und hoffentlich eine Stunde des Alleinseins schenkt.“

Clementine blieb stumm, nur ihr leuchtendes Auge gab Zeugniß, daß sie der glückliche Zufall nicht minder erfreut habe. Dann aber holte sie tief Athem und sagte bang flüsternd: „ich weiß kaum mehr, wie ich eine offene Erklärung hinauschieben soll. Herr Flügel wird in seinen Bewerbungen tagtäglich zudringlicher, ich habe ihm bis jetzt keine Hoffnung gegeben, gestern sagte mir der Vater, daß ich mich ein wenig freundlicher gegen ihn beweisen solle. Damit wollte er mir das zu verstehen geben, was ich längst wußte, daß er die Bewerbungen

Flügels begünstige. Die Mutter dagegen scheint mir den heuchelnden Diakonus zugehört zu haben.“

„Vor dem bin ich sicher!“ meinte Alexander und lächelte trübe.

Dann setzte er hinzu: „was aber beginnen? Ich hätte den Muth wohl, bei Deinem Vater um Dich anzuhalten, würde aber gehen wie ich gekommen wäre — ohne Hoffnung, vielleicht gar nicht verlohnt. Und auf meinen schon früher mitgetheilten Plan einer Entführung willst Du durchaus nicht eingehen?“

„Durchaus nicht! Meine Gründe kennst Du, wäre ich mündig — ja! so aber könnte es geschehen, daß man mich — mit der Polizei zurückbrächte. Schon der Gedanke wäre mir Tod! Denn von Discretion weiß mein Vater nichts — er würde kaltblütig seine „ungerathene“ Tochter beschimpfen.“

Alexander seufzte und schwieg; Clementine blickte ihn zärtlich an und fuhr fort: „nur noch einige Tage Geduld. Es muß einmal zur Erklärung kommen. Dann werde ich meine Liebe zu Dir frei und offen bekennen!“

Eine feurige Umarmung, ein minutenlanger brennender Kuß besiegelten diese Versicherung. — Da klirrte die hintere Thür des Pavillons und vor

dem erstaunten und erschrockenen Paare stand höhnisch lächelnd und grüßend der Diakonus Sanft.

Elementine faßte sich jedoch schnell. Mit einer erkünstelten Heiterkeit und einer Ruhe, als sei nichts vorgefallen, frug sie den Diakonus: „nun, Herr Diakonus, Sie kehren allein zurück. Wo haben Sie meine Mutter gelassen?“

„Madame Starckenburg blieb eine Minute zurück, um mit einer Freundin zu sprechen, der wir zufällig begegneten. Ich glaube, daß Sie sich nicht allzusehr gelangweilt haben.“

„Im Gegentheil, Herr Alexander Wellau hat mich sehr gut unterhalten. Ich freute mich, die Bekanntschaft eines so berühmten Künstlers machen zu können. Er schien sehr gebildet und war sicher sehr liebenswürdig!“

Madame Starckenburg trat eben herein, als sich Alexander auf einen Wink Elementines entfernte, unbefangen forschte Elementine die Mutter über die Begegnisse des kurzen Spaziergangs aus. Der geistliche Herr erstaunte billig darüber, welche Routine in der Verstellung dieses „schöne, aber gottlose Weltkind“ bereits besäße.

Es war am Nachmittage des folgenden Montags, daß in dem alten, aber massiv großen Stadthause des Kauf- und Handelsheeren Jeremias Starckenburg Herr Diakonus Sanft und Madame Starckenburg sehr einträchtig beisammenlagen. Die letztere hatte das Leinenzeug, mit dem sie beschäftigt war, auf den parkettirten Fußboden fallen lassen, und lauschte den Worten, die über die Lippen des frommen jungen Mannes glitten. Heute waren es aber nicht Worte der Erbauung, heute sprach Herr Sanft nicht von irdischen Schaflin und himmlischen Lammlein, heute hielt er das roth gebundene, mit Goldschnitt verzierte „Gebetbuch mit Versen“, welches er selbst zum Hohne der Poesie geschrieben hatte, nicht in der Hand. Eifrig berichtete er, was er gestern gesehen, wie er Fräulein Elementine in den Armen eines Knechtes der Sünde gefunden habe, zornig bethauerte er, wie dies ihr zeitliches und ewiges Verderben sei, und forderte zum Schluß seine fromme Freundin auf, ihre Tochter aus den Klauen des Bösen zu retten.

„Wie aber, Herr Diakonus?“ fragte, nachdem die Frau seiner Beredsamkeit im Sande eines

allmäligen Heiserwerdens versiegt war, die Gattin des Kaufmanns.

„Sie strafen, mit Gebet und Buße zur Reue führen, und damit kein Rückfall möglich ist, an einen glaubensfesten und gotterfüllten Mann verheirathen.“

„Den sie nicht lieben kann?“

„Liebe ist Sünde — Thorheit der Welt — Fleischeslust!“ wie oft soll ich Ihnen dies wiederholen.

„Nun, ich habe meinen Jeremias auch aus Liebe geheiligt und mich bei der Thorheit und Sünde schon sechsundzwanzig Jahre hindurch wohlbefunden,“ versetzte gekränkt Madame Starckenburg, die bei all ihrer Gläubigkeit und Kirchlichkeit sich doch in die Voraussetzungen des modernen Pietismus nicht recht zu finden wußte.

Herr Diakonus Sanft schlug die Augen zum Himmel auf, faltete die Hände andächtig und schwieg. Es trat eine Pause der Erwartung ein, die zuerst wieder von Madame Starckenburg unterbrochen wurde: „und was die Heirath Elementines mit Ihnen — denn sich meinten Sie doch mit dem glaubensstarken Manne — betrifft, so kennen Sie meine Gesinnungen über diesen Punkt. Ich würde Sie mit Freuden als Schwiegerohn begrüßen, allein Sie wissen auch, daß — mein Gemahl — daß Sie“ —

„Dem Herr Starckenburg ein Grauel sind!“ fiel spöttisch Herr Sanft ein und erhob dann wieder die Augen zum Himmel. In frommer Entzückung rief er: „er wird befehrt werden — er wird einst den Weg des Heils wandeln, wie Sie — Ihr Gatte! Er ist nicht verderbt, die Eitelkeit der Welt hat ihn erfaßt, aber der Keim des Göttlichen schlummert noch in seiner Seele, — er wird einst blühen und Frucht tragen, „geldne Frucht für ein ewiges Leben.“

„Wir wollen es hoffen und wünschen.“ schloß ziemlich profaisch Madame Starckenburg den erhabnen Schwung der Rede des jungen Geistlichen. Auf dem Saale ließen sich Schritte vernehmen.

„Das ist mein Mann“ — bemerkte Madame Starckenburg leise zusammenfahrend.

„Ich glaube Sie zu verstehen, arme Freundin“ erwiderte der Diakonus spöttisch und griff nach seinem Hute. Ehe er aber den Rückzug durch die Hintertür bewerkstelligen konnte, trat Herr

Jeremias Starkenburg durch die vordere ein. Kalt und flüchtig begrüßte der Diakonus den Kaufmann, frostig beantwortete dieser den Gruß — Herr Sanstgina, und die Gatten waren allein.

Sobald er gehört, daß die Schritte desselben auf dem Steinflur des Hauses verhallt waren, hob Herr Jeremias mürrisch an: „was wollte der Schleicher denn schon wieder bei Dir? Ich habe mich gestern geärgert — Elementine noch mehr — Flügel am allermeisten. Wie konntest Du nur solch einen Menschen zum Spaziergange mit uns einladen?“

„Versündige Dich nicht, Jeremias?“

„Weil ich dem Mucker seinen rechten Titel gebe“ fragte lachend Herr Starkenburg.

„Er kam, um großes Unglück — großen Schimpf von unserm Namen abzuwenden!“ sagte feierlich Madame Starkenburg.

„Hättest Du mich doch bald erschreckt,“ antwortete im leichtesten Tone Herr Jeremias. „Eber hätte ich geglaubt, daß der Diakonus Schimpf über unser Haus gebracht hätte, als daß er solchen absendete. Was soll's denn geben?“

Madame Starkenburg erhob ihre Stimme zum feierlichsten Tone, dessen sie überhaupt fähig war und sprach: „unsere Tochter, unsere Elementine liebt einen Schauspieler!“

„Wer sagt das?“ fuhr Herr Jeremias heftig auf.

„Wer anders als der Diakonus — der Elementinen“ —

„Der Schleicher lügt! — Ha! ha! ha! es ist lächerlich, die Tochter des Kaufmanns Starkenburg sollte einen Schauspieler lieben!“

Und noch laut lachend verließ er das Zimmer. Madame Starkenburg folgte ihm erzücht nach.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wort der todtten Frau.

Eine kleine Stadtgeschichte



Was wird in einer Gesellschaft nicht alles besprochen! Die neuesten Maßnahmen der Regierung, das Theater, die jüngste Verlobung, der

Ball des Ministerpräsidenten, die Haube der Geheimrätin und was, wenn Frauen zugegen sind, ganz unerlässlich ist, die Diensthofwirthschaft. Zwischendurch kommt die Rede auch wohl auf etwas anderes. Man hat ein eben erschienenenes Buch gelesen, ein neues Gemälde bewundert. Dann und wann äußert einer sogar ein geschicktes Wort über das menschliche Herz, über die Wunder der Neigung, über die Märchenwelt der Stimmungen, Gefühle, Instinkte und Ahnungen. Sei eine Gesellschaft, welche sie wolle, auch in der gewöhnlichsten und banalsten erklingt dann und wann eine Saite, die wir nicht anschlagen hören können, ohne berührt, betroffen und angeteigt zu werden. Das Leben, das einfachste selbst, ist so äußerst beziehungsreich! Es reizt und fesselt uns, wo wir es kaum für möglich halten.

Die Erfahrung machte ich erst neulich wieder, als ich in dem kleinen preussischen Städtchen R einen meiner Universitätsfreunde besuchte, der sich daselbst als Gerichtsanwalt niedergelassen. Ich war vor zwei Jahren auch bei ihm gewesen und hatte dort eine Gesellschaft mitgemacht, die mir zu Ehren von ihm gegeben wurde. Sie fiel ganz so aus, als eine Gesellschaft in einem kleinen Städtchen auszufallen pflegt. Ich fand mehrere recht behäbige Beamtenfiguren, einen alten Hauptmann vom vier- undzwanzigsten Musquetierregiment, einen Acciseinspektor, einen Assessor, einige junge Mädchen und eine alte Madame, mit einem Hund von nicht mehr zu erkennender Race. Daß derselbe Azor hieß und von seiner Herrin auch während des Souper's nicht vom Schoße gethan wurde, erinnere ich mich noch ganz gut. Auch eine junge hübsche Frau steht mir noch lebhaft vor Augen.

Sie war die Gattin des Assessors, den ich vorher unter den Gästen mit anführte, und eine junge reizende Erscheinung, die ich das Glück hatte zu Tische zu führen. Noch kaum ein Jahr verheiratet, zeigte ihr Wesen noch ganz jene lebenswürdige Mischung von Jungfräulichkeit und Frauenthum, wie es jungen unverdorbenen weiblichen Naturen so überaus glücklich anzusehen pflegt. Diese noch kindliche Naivität, die dann und wann ihre Würde als Gattin, Mutter und Hausfrau heiter lächelnd und neckisch tändelnd durchbricht, erscheint mir als das süßendste und herrlichste

was man auf Erden an einem Weibe finden kann. Ein Weib, das in ihre Ehe, in ihr Alter hinein nicht etwas davon mitnimmt, entäußert sich ihres schönsten Schmuckes!

Ich sah dies auf's neue wieder recht deutlich an meiner Assessorin, die ich nie vergessen werde. Wie frisch und von innerst heraus klang nicht jedes ihrer Worte! Wie klar, hell und frei erschien nicht der Blick ihres Auges! Ich erinnere mich noch ganz genau, daß es eben nichts großes und wichtiges war, was wir am Tische verhandelten. Auch that sich ihr Gespräch durchaus nicht als geistreich hervor. Ja, ich will sogar nicht einmal dafür einstehen, daß sie nicht kann und wann einmal etwas triviales oder gar dummes gesagt. Es kann das leicht der Fall gewesen sein, ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß es geschah. Aber was thut das? Es stand ihr; es machte sie anmuthig. Manche Leute haben das Glück, daß ein wenig Albernheit ihre Grazie erhöht und ihren Umgang nur um desto anziehender macht.

Meine Nachbarin durfte ganz entschieden für eine von diesen Ausgewählten gelten. Sie erklärte mir von zehn Dingen, die ich ihr erzählte, daß sie sie nicht verstehe. Aber sie that es mit einem Liebreize, der herzerwerbend und unwiderstehlich war. Ihre Unwissenheit erschien als ein glänzendes Talent an ihr. Wenigstens, was mich betrifft, so muß ich bekennen, daß ich sie bei weitem lieber diese darthun, als eine gewöhnliche Etüde am Fortepiano vortragen hörte. Es war doch Originalität und ein Kern von Ursprünglichkeit in ihrer Unkenntniß. Sie war echt und kam von Herzen. Ach, für eine so von Herzen kommende Ignoranz haben die meisten Menschen gar keinen Abschätzungssinn! Wie denn die wenigsten sich auf das verstehen, was mit dem Herzen zusammenhängt. Es geht der Mehrzahl da wie mit fremden Sprachen. Sie lernt die englische, französische, italienische und welche nicht? Sie spricht sie auch, sie unterhält sich darin, sie liest sie; ja, und doch versteht sie sie eigentlich nicht. Da ist so viel geheimnißvolles, verschleiertes, räthselhaftes, das weder Fleiß noch Studium lösen können, sondern allein die Geburt enthüllt. Mit den Herzen ist es ebenso. Da giebt es viele, die man Jahre lang kennt, Herzen, die man erprecht, ergründet und verstanden, Herzen,

deren Schlag man tausend Mal geküßt hat und doch — eines schönen Tages in einer stillen Stunde ersieht man mit Schrecken, daß da etwas ganz anderes haust, als man vermuthet hat.

Die Sache ist curios. Wer weiß das nicht! Aber eben weil man es weiß, kümmert man sich schon gar nicht mehr darum. Das Herz wird bald nur noch für eine Mythe, für eine Tradition, für ein Vorurtheil gelten. Halb und halb ist es schon heut nur noch eine poetische Redefigur.

Und doch wie lieb, süß und bezaubernd vermag nicht das Herz zu sein! Die Ignoranz selbst kann es noch mit einer Art von Glorienscheine umgeben, wie mir dies meine Assessorin bewies, auf die ich hier zurückkommen muß, weil, wie man wohl gemerkt haben wird, gerade sie die eigentliche Heldin meiner Geschichte ist.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir mitten unter Blumen, bei heiterem Mahl, bei perlendem Weine und lustigem Gelächter plötzlich auf das Jenseits zu sprechen kamen. Man hatte, wenn mir recht ist, von einer Mutter erzählt, die ihr Kind durch den Tod verloren und dasselbe nun jede Nacht im Schlafe zu sich kommen sah, so daß sie zuletzt nicht mehr aufstehen mochte, die Vorhänge ihrer Fenster immer zuliess und ewig so weiter träumen wollte. Die Sache kam mir wie ein Gedicht vor, das Saphir für die Kettig oder eine andere Künstlerin zum declamiren geschrieben hat. Ich lächelte darüber und meinte: es sei die Poesie, die man hier zur Wirklichkeit mache.

Aber meine Nachbarin widerlegte sich dem. Sie meinte, das Erzählte sei factisch und sie selber kenne die Frau, von der man sprache. Zuletzt kam sie damit heraus, daß sie an Ahnungen, Träume und kurz, um es mit einem Worte zu sagen: an Geistes glaube.

Diese Entdeckung amüsirte mich. Ich erzählte nun selbst ein paar alte Großmutter-Spuckgeschichten und endigte, nachdem ich meine Zuhörer recht fest und steif daran glauben gemacht, mit einer freigeistigen und sehr schroffen Kritik derselben. Ich glaubte dadurch die Gesellschaft heiter gestimmt zu haben, mußte aber zu meinem Erstaunen bemerken, daß das nicht überall gleichmäßig der Fall war. Meine Assessorin z. B. war gar nicht mehr recht

lustig zu stimmen. Ihr Muthwille war verstummt, ihr Aussehen ernst geworden.

Auch bemerkte ich jetzt erst ein Etwas in ihrem Blicke, das mich beängstigte. Es giebt einen gewissen Ausdruck der Augen, den ich für das Kennzeichen eines frühen Todes halte. Es ist ein fruchtbarer, verschwommener Glanz, eine gewisse Schwere und Schwüle des Aufsehens, die sich nicht beschreiben lassen, welche mich aber da selten getäuscht haben, wo ich sie vorgefunden.

Bei meiner Tischgefährtin entdeckte ich etwas davon. Nicht ohne einen leisen Schauer konnte ich es deswegen hören, daß sie, als vom Tische aufgestanden wurde, auf ihren Gatten zuging, diesem die Hand reichte und mit einem etwas melancholisch klingendem Tone sagte: „nicht wahr, Karl, uns soll der Tod nicht ganz von einander reißen, wir werden immer in einer gewissen Beziehung bleiben. Sterbe ich zuerst, so sei versichert, daß ich wenigstens jede Nacht, wie jenes Kind der armen Mutter zu Dir komme und bei Dir ruhen werde!“

Ihr Gatte, ein einfacher, schlichter und, wie ich von allen Seiten gehört habe, ein äußerst braver und tüchtiger Mann, drückte sie flüchtig, aber innig an sich.

„Aber, wie dann, meine Liebe,“ warf ich lachend dazwischen, „wenn ihr Mann nach Ihrem Tode zum zweiten Male heirathen sollte! Würden Sie dann mit der neuen Gefährtin desselben sich wohl verständigen mögen!“

Ich hatte diese Worte ganz absichtslos und, ohne mit etwas dabei zu denken, hing gesprochen. Wie erschrocken war ich deshalb, als ich die junge Frau plötzlich ganz bleich werden sah.

„Das wird und kann mein Karl niemals thun,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, während deren ich ganz deutlich ihr Herz hatte schlagen hören. „Ehe das geschieht, komme ich, ihn lieber zu mir holen!“

Der Ernst und Eifer, mit dem sie das sagte, erheiterte die ganze Gesellschaft. Lachen und Scherzen darüber erhob sich von allen Seiten, nur die dicke Madame mit ihrem Azor auf dem Schoße, marmelte etwas von Aberwitz und unheimlichen Provokationen.

Obgleich ich mich den Lachern anschloß, so muß ich doch bemerken, daß ich einigermaßen mit

der dicken Madame harmonirte. Es beschlich mich etwas wie ein banges Vorgefühl, dem hinzugeben ich glücklicherweise keine rechte Zeit behielt.

Die Herren setzten sich im Nebenzimmer zum Whist, während die Damen in dem Salon blieben. Ich wurde in eine Partie mit dem Hauptmann vom vierundzwanzigsten Musquetierregiment eingeschoben und hörte von da an neben der Zahl der Stiche und den verzweiflungsvollen Seufzern, die der Aide des Hauptmannes über dessen principiellen Nichtatoutspielen ausstieß, nur dann und wann noch das wieder heiter gewordene Lachen meiner Assessorin, welches nach und nach mit feinen gesunden, feinen aber scherzhaften Lauten mich wieder ganz zu beruhigen begann.

Nachdem mich ein Verlust von einigen hundert Points und ein sehr heiterer Abschied noch vollends allem traurigen Nachdenken entzogen, kann es als ganz natürlich gelten, wenn ich beim Insbettlegen mir die ganze Sache ziemlich leicht aus dem Sinne schlug. Laß die junge Frau und ihr Wort, sagte ich zu mir selbst. Sie wird wahrscheinlich viele Kinder bekommen, ihren Mann lange vor sich sterben sehen und dann zum zweitenmale heirathen. Was zum Henker also plagst du dich mit dem melancholischen Tone ihrer Stimme und den ergreifenden Worten, die sie zu ihrem Manne sprach. Sei kein Narr und schließe die Augen.

Gesagt, gethan. Wenige Minuten darauf war ich fest eingeschlafen. Am andern Morgen ward gepackt, meinem Freunde Lebewohl gesagt und dann in die Residenz zurückgereist.

Im raschen Wechsel der Zeit waren zwei Jahre schnell verflossen. Und was für zwei Jahre! Die ganze Welt hatte während ihrer in Flammen gestanden! Kein Wunder also, daß ich ganz R mit sammt meiner Tischnachbarin vergaß.

Endlich aber fiel mir mein guter Freund Ernst wieder ein, und da ich gerade wieder Ferien hatte, so schnürte ich rasch meinen Mantelsack und reiste nach R

R, die kleine gute Stadt hatte sich wenig verändert, wie ich gleich beim Einfahren in dieselbe gewahrt wurde. Kein Aufruhr hatte ihren Gassen historische Erinnerungen gegeben, keine Barrikaden sind darin erbaut worden, keine Kanonenkugeln haben die Häuser eingedübelt. Alles erschien

wie sonst. Das Straßenpflaster war noch eben so schlecht, die Gasbeleuchtung noch immer nicht eingeführt und auch noch kein Seitenweg bis hierher gedrungen. R liegt zu seitab von der großen Heerstraße der Zeit, die Geschichte hatte nicht selbst bis dahin kommen können, sondern nur einige Zeitungsblätter als Visitenkarten hingeschickt.

Freund Ernst und seine Familie traf ich auch ganz in der alten Weise an. Er lag mit einer langen Pfeife im Munde zum Fenster seines Hauses heraus, als ich ankam.

Umarmung, Kuß und Handschlag; Begrüßung der Frau und der heranwachsenden Kinder, das alles war bald abgemacht. Als wir eine Stunde darauf gemüthlich plaudernd beim Kaffee saßen, sagte mein Freund: „du kommst gerade zurecht! Heute ist großes Schützenfest. Da wirst Du gleich alle unsere Bekannten treffen, deren Du Dich vieler noch von früherher erinnern mußt.“

„Gewiß! gewiß!“ gab ich zur Antwort. „Was macht die alte Madame und ihr Azor? Wie geht es dem alten Hauptmann vom vierundzwanzigsten Musquetierregiment?“

„Alle wohl auf und munter,“ erhielt ich zur Antwort. „Kleide Dich nur um, Du sollst sie alle wiedersehen.“

Da meine Toilette natürlich bald gemacht war, so dauerte es keine halbe Stunde, daß wir uns auf den Weg machten. Freund Ernst mit seiner Frau, einen beiden ältesten Kindern und ich.

Der Weg nach dem Schützenbause bildete einen angenehmen Spaziergang durch ein Gehölz, in dem bei dem schon ziemlich heißen Wetter die angenehmste Kühle herrschte. In den Wipfeln fangen und zwitscherten die Vögel, von fern herüber erscholl die Schützenmusik. Es gab eine ganz erquickliche Promenade, nach deren Verlauf wir den Schützenhof erreichten.

Die erste bekannte Persönlichkeit, die ich dort traf, war die alte Madame, die richtig ihren Azor noch auf dem Schoße hielt. Nicht weit von ihr entfernt fanden wir den Hauptmann, der noch immer nicht Major geworden war. Endlich auch einige von den andern Bekannten. Zuletzt kam ein junger Mann mit einer jungen Dame am Arm, die er mit als seine Braut vorstellte. Ich gratulirte ihm, drückte ihm die Hand und that äußerst befaßt mit

ihm, konnte mich aber in Wirklichkeit gar nicht mehr auf ihn besinnen.

Als ich daher meinen Freund sich ein wenig von der Gesellschaft entfernen sah, lief ich ihm sogleich nach, indem ich ihn fragte: „Du, sage mir doch, wer ist jener hübsche junge Mann, der mit seiner Braut vorstellte und so vertraut mit ihr that. Ich erinnere mich gar nicht mehr auf ihn.“

„Das glaube ich wohl,“ entgegnete Ernst, „wenn es nur seine Frau wäre, deren entlännest Du Dich wohl.“

„Frau! Frau!“ rief ich höchst erstaunt, „er ist ja erst Bräutigam!“

Ja, von seiner zweiten Frau; seiner ersten hast Du einmal bei uns recht artig den Hof gemacht. Weißt Du noch an jenem Abende, an dem Du sie zu Tisch führtest.“

Wie ein Blitz kam mir die Erinnerung zurück. Die kleine, hübsche, reizende Frau, wie hatte ich sie so vergessen können, gerade sie! „Mein Gott!“ tief ich, „wo ist sie denn?“

„Unter der Erde,“ sagte Ernst ruhig, indem er sich seine Cigarre ansteckte. „Sie starb vor beinahe einem Jahre an einem bössartigen Nervenfieber.“

Ich war von dieser Nachricht wie vom Donner gerührt. Wo doch! doch! Ich hatte mich auch bei ihr nicht getäuscht. Ihr Blick, ihr Ton hatten wahr gesprochen. Sie starb einen frühen Tod. „Und ihr Mann,“ fragte ich Ernst bestig, aus meinem Nachsinnen auffahrend, „er will wirklich wieder heirathen?“

„Ja, warum denn nicht?“ antwortete mein Freund. „Er hat zwei Kinder und braucht eine Mutter für sie. Seine Braut ist ein liebenswürdiges Geschöpf und hat auch einiges Vermögen.“

„Alles gut,“ warf ich ein, „aber erinnert er sich nicht jenes Wortes, das die Verstorbene ihm an dem Abende bei Euch gesagt hat?“

„Welches Wortes?“ forschte Ernst neugierig mich aus. Ich erinnere mich dessen nicht!“

„Hörtest Du nicht,“ fuhr ich fort, „wie die junge Frau damals sagte, daß sie ihren Mann lieber zu sich ins Grab holen wollte, als zugeben, daß er eine andere, zweite Gattin nehme.“

„Und deswegen sollte er nicht heirathen?“ rief Ernst, indem er sich vor Lachen ausschüttete.

„Freund, bist Du náctlich geworden? Wie kommst Du zu solchem Unsinn?“

In der That, wie kam ich dazu? Ich weiß es selbst nicht. Aber die ganze Sache war mit auf einmal wieder so frisch in's Gedächtniß gekommen, daß es mir vorkam, als hätte sie sich erst gestern zuggetragen. Ich sah das Erblichen der jungen Frau bei meiner unvorsichtigen Aeußerung, ich hörte ihr Herz schlagen, sah ihren melancholischen Blick und vernahm ihre zitternden Worte.

Diese zitternden Worte, ja, ich konnte sie nicht los werden. Sie klangen mir fortwährend in den Ohren. Die arme Geschiedene, die ihren Mann so über alles geliebt und gemeint hatte, daß er das auch thue. Nun ja, vielleicht hatte er es auch gethan, aber man merkte ihm nicht viel mehr davon an. Er hatte nur Sinn und Auge für seine zukünftige zweite Frau und als ich von seiner ersten zu ihm sprach, ging er eilig mit ein paar gewöhnlichen Worten darüber weg. Die Begrabene war so gut wie verschollen. Aber sie, hat sie ihn auch vergessen? Schwebt ihr Geist nicht vielleicht jetzt um ihn, steht ihr ewiges Auge nicht auf ihn hinab? Ich konnte diese kindischen Gedanken, wie man sie gewiß nennen wird, nicht los werden. Noch Abends vor dem Schlafengehen fielen mir all' jene schauerlichen Lieder Heine's ein, in denen so viel von der Liebe der Todten gesungen wird. Besonders eines kam mir nicht aus dem Sinn, das da lautet:

„Ich lag und schlief, und schlief recht mild,
Verseucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerschönste Maid.

Sie war wie Marmelstein so weich,
Und heimlich wunderbar;
Im Auge schwamm es Perlen gleich,
Gar seltsam walt' ihr Haar.

Und leise, leise sich bewegt
Die marmorblasse Maid,
Und an mein Herz sich niederlegt
Die marmorblasse Maid.

Wie bebt und pocht von Weh und Lust
Mein Herz und brennet heiß!
Ich bebt, nicht pocht der Schönen Brust,
Die ist so kalt, wie Eis.

„Nicht bebt, nicht pocht wohl meine Brust,
Die ist wie Eis so kalt;
Doch kenn' auch ich der Liebe Lust,
Der Liebe Allgewalt.

„Mir blüht kein Roth auf Mund und Wang',
Mein Herz durchströmt kein Blut;
Doch träube Dich nicht schauernd bang,
Ich bin Dir heile und gut.“

Meine aufgeregte Phantasie sah das lebhaft vor sich. Ich erkannte den Affessor lang ausgestreckt im Bette liegen, mit der Schlafmütze über den Ohren. Das bleiche, todte Weib war seine erste Frau. Ihre Züge erschienen kalt und ernst, ihre Augen geschlossen; ihr ganzes Aussehen grabesdüster. Aber ich erkannte sie, ich erkannte sie an dem kleinen Leberfleck am Halse, der ihr im Leben so reizend stand und den ich damals tausend Mal zu küssen gewünscht hatte.

In Schweiß gebadet, erwachte ich früh am Morgen, kleidete mich rasch an und eilte hinaus an den Fluß, da in einem Wellenbade alle schaurigen Empfindungen der Nacht von mir abzuspülen.

Als ich zurückkam, fand ich die Familie meines Freundes beim Frühstück. Ein erbrochen auf dem Tisch liegendes Schreiben lud Ernst und seine Frau zur Hochzeit des Assessors ein. Eine Nachschrift in dieser Einladung enthielt die Bitte, mich als Trauzeugen mitzubringen. So unangenehm mir dies Gerüchen war, so konnte ich es doch nicht abweisen, ohne verlegend zu werden. Ich fügte mich dann darein und blieb bis zum Hochzeitstage da.

Als ich an diesem selbst am Morgen zu meinem Freunde auf's Zimmer kam, um mich über die näheren Umstände des bevorstehenden Festes zu erkundigen, fand ich denselben ernst und nachdenklich auf dem Sopha sitzen. „Was giebt es?“ fragte ich verärgert. „Ist ein Unglück geschehen?“

„Lieber Freund,“ entgegnete Ernst mit einem gewissen feierlichen Tone in seiner Stimme, „die Assessorenin hat Wort gehalten.“

„Wie meinst Du das?“ rief ich verwundert.

„Ganz einfach,“ sagte der Gefragte. „Der Assessor Holleben ist todt. Man fand ihn am Morgen vom Schläge getroffen leblos in seinem Zimmer ausgestreckt. Der Wächter, der Holleben's Wohnung gegenüber etwas nach Mitternacht auf einer hölzernen Haustreppe saß, bemerkte, daß dieser

sich Licht machte und unruhig im Zimmer auf- und abging. Es muß ihn etwas sehr bewegt haben, erzählte der Mann, denn er sah den Aufgestandenen heftig im Zimmer auf- und niedergehen, dann mit dem Lichte vor ein Bild treten und es lange betrachten. Das Bild kann nur das seiner verstorbenen Frau gewesen sein der Angabe der Stelle zufolge, an der es hängt. Später sah der Wächter den Verbliebenen wieder auf- und abgehen. Endlich vernahm er einen schweren, dumpfen Fall."

Ich entgegnete auf alles dies kein Wort, meine Zunge war wie gelähmt. —

Tiberius Gracchus

Historische Tragödie in fünf Aufzügen

von

Moriz Seydric

Dritter Aufzug.

Römisches Forum. Amphitheater zum Sigen. Im Hintergrund (Sc. 4.) die Tribus des römischen Volks, die von der Höhe über die Stimmbrücke als ländliche und städtische Tribus charakteristisch markirt a 8 — 10 Mann durch die einzelnen Sitzreihen herabziehen und sich würdevoll niederlassen. Der ganze Hintergrund Volksmassen (theils gemalt.) Links Sitze für die 10 Tribunen (Sessel,) erhöhtes Podium. In deren Mitte die römische Rednerbühne (Rostra.) Links vorn die Partei des Gracchus (lebend.) Rechts im Hintergrund der Tempel der Treue auf erhöhtem Podium, durch dessen Pforte herab (Sc. 4.) der Senatorenzug herabzieht, der rechts auf curulischen Sigen Platz nimmt, den Tribunen gegenüber. An der Rednerbühne hängt die Tafel des Ackergesetzes „lex Sempronia“ angeschlagen. Links nach dem Hintergrund zu auf der Scene isolirter Sitz für den Gerichtsschreiber.

Erste Scene.

Treten auf: Sylla, Naevia, Metellus, Appius.

Naevia.

Schnell gilt's zu handeln; drohender als je Ist die Gefahr. Das Volk jauchzt überall Dem neugewählten Volkstribun entgegen — Wie im Triumphe zieht er durch die Stadt — Die Hefe klatscht ihm Beifall. O dieser Gracchus! Laßt ihr die Klau'n dem jungen Löwen wachsen, Dann wird er heut mit einem Schlage uns Der jahrelangen Klugheit Werk vernichten!

Sylla.

Das wird er nicht, wenn kühn wir sind, und einig!

(Zubeltuf hinter der Bühne.)

„Hoch Volkstribun! Hoch Gracchus!“

Nachdem wir den Aeffor neben seiner ersten begraben, reiste ich ab.

Ich vergesse diese Geschichte mein Lebtag nicht.

Die Leser aber, denen ich sie hier erzähle, mögen ja nicht glauben, daß ich ihnen ein müßiges Märchen aufgebunden. Die Sache ist wahr. Sie trug sich zu, wie ich sie hier berichtet. Das Geschick und der Zufall sind zwei gar seltsame Dinge in der Welt! (Jahreszeiten.)

Metellus.

Hört ihr das Jauchzen? Rom ist toll geworden, Seit man ihn wählte!

Naevia.

O! jahrelang gelang's, Das Volk zu kittern — Kriege anzuzetteln — Was hilft uns nun der span'sche Krieg, da uns Tiber den inn'ten Frieden frech bedroht — Heut, mit den Aeffern fängt er's an, hier ist Das Recht auf seiner Seite — und enden wird's Mit der Vernichtung der Senatsgewalt!

Metellus.

Wir bringen, fürcht' ich, nicht mehr durch! Zu Ende Geht uns're Bahn. Wär' Gracchus fort, dann wär' Der Kopf des Volks mit Einem Schlag vernichtet!

Sylla.

Es gilt den Pöbel zur Gewalt zu reizen!

Naevia.

Wär's nur der Gracchus nicht — der hält das Volk Im Zaum, und ihm gehorcht's. Er gangelt uns Mit dem Gesetze hin und her — nicht mit Gewalt — deshalb ist er uns so gefährlich, Weil er nur streng v e r f a s s u n g s m ä ß i g kämpft — Ja schlug' er drauf und drein, man könnt' ihn leicht Mit Anstand niederwerfen!

Sylla (zu Naevia.)

Und von den zehn Tribunen war kein einz'ger Uns zu gewinnen!

Naevia.

Keiner! zu tief ist schon Dies Ackerrecht in's Volk gedrungen. Es wär' Kein einz'ger, Einspruch heut zu thun!

Sylla.

Ich hab' Octavius schon halb und halb gewonnen —

Noch schwanket er — doch er hat Ehrgeiz, Eifersucht —
Versuche du's, Masica — (heuchlerisch) dein Geist
ist meinem

An Schlaueit überlegen: das Tribunat
Sich durch sich selbst vernichten lassen — wenn's
Helinat — wir wär'n der Väter Weisheit werth!
Octavius ist zu reizen — denn er ist
Der beste Freund Liber's —

Metellus.

Wir sind verlor'n,
Wird das Gesetz vom Volk heut' durchgesetzt!

Sylla.

Trum muß Octavius Einspruch thun — das ist
Die schlaue Falle, die wir Patricier
Dem Volke stellten — als das Tribunat
Uns abgetrozt ward. Rühret euch! Alles steht
Heut' auf dem Spiele!

Masica.

Gut! ich will's versuchen!
Wird Einer von den zehn Tribunen unser —
Dann ist der Sieg uns sicher.

Sylla.

Gelegen kommt
Octavius dort. Schüt' nur den Mißmuth an —
Den ich in seiner finstern Miene lese —
Versprich, so viel er will. Wir halten's später —
Wenn es sich thun läßt. Frisch (zum Metellus)
kommt zum Senat!
Der heut'ge Tag entscheid' es, ob in Rom
Wir herrschen — oder Jene! (ab mit Metellus.)

Zweite Scene.

Masica. Octavius.

Octavius.

(Tiefverhört mit sich sprechend, grübelnd.)
(Für sich.) War ich so kühn —
Wie Gracchus — dann war ich auch so groß.
Verdammt
Sei Furcht! ich wollt' es längst. Hätt' ich's
gewagt —
Dann jauchzte Rom heut' mir — nicht ihm!

Masica.

Octavius!

Octavius (erschrocken zusammenfahrend.)
Was gibt's?

Masica.

Dich eben such' ich. Sag', warum
So trüb' und ernst? Du blickst ja so verstört!
Gewiß! dich quält etwas — vertrau' dich mir —
Dem besten Freund!

Octavius (sich fassend, sich verlegend.)
Ich bin nicht trüb' — du irrst,
Ich freue mich des heut'gen Siegestages!

Masica.

Verstell' dich gegen mich nicht, Freund! Octavius!
Die frohe Miene lügt. Du bist mit Recht
So tiefbewegt — wer wär's nicht heut' in Rom?
Gesteh's nur, dieses blinde Ueberstürzen
Des Freund's bekümmert dich. Dein ernstet Geist
Ist frei von unbesonnen toller Hast —

Octavius.

Das Recht ist klar — doch freilich niemand kann
Die Folgen überseh'n —

Masica.

Das eben ist's!

Weil du besonnener und weiser bist
Als er — drum kümmert dich der blinde Jubel
Des Volks. Du freilich siehst die Zukunft. Du bist
Ein Staatsmann; Gracchus denkt an's Heute nur —
Denkt nur an sich —

Octavius (heftig empfindlich.)

Du weißt, ich bin sein Freund —
Und ehre seine große Sache!

Masica.

Die ehr'

Ich auch — doch nicht den Zweck, den er damit
Für sich verbindet — doch nicht die Art, die Mittel,
Die höchst gefährlich er gebraucht — die hast' ich —
Sein ungestümes Feuer solltest du —
Weil du ihm Freund bist — mildern!

Octavius.

Das that ich auch!

Masica.

Ich glaub's — allein umsonst! er folgt ja nur
Der Leidenschaft. Doch soll sie spielen mit
Dem Wohl des Staates? die Vernunft verdrängen?
Auf unerschütterlichem Grund der Weisheit
Stieg dieses Reiches Macht. Des Uebels Kern,
Die schwere Krankheit dieses Staats (wie wider
Willen heftig) ja doch!
Die kennt der Gracchus! doch mit dem Herzen heilt
Man solche Uebel nicht — das macht sie schlimmer —
Dazu bedarf es tiefer Weisheit — kluger —
Gewandter Vorsicht — (mit schneller schlauer Wen-
dung) sieh', Octavius!

Auf dich hat der Senat den Blick gewendet —
Du wärst der Mann, den Staat aus der Gefahr
Zu retten — und dem Volk sein Recht zu geben.
Du kennst das Volk — dich blendet nicht sein
Jubel —

Octavius.

Das Volk thut wohl, zu jubeln, denn sein Recht
Wird heut ihm wiederhergestellt — und wahrlich,
Ihr selbst seid schuld — daß unser Staat so schwer
Erkrankte!

Masica (schlau.)

Wir — sind nicht ohne Schuld, und klar
Erkennen wir es an das Recht des Volks.
Nur müssen die Tribunen Hand in Hand
Mit dem Senate gehen — so trotzig schroff,
Wie Gracchus handelt — schürt man nur den Brand,
Der Rom vernichten wird. Auf einer Karte
Steht heut das Wohl der Republik — wenn du
nicht — —

Octavius! dich kennt das Volk nicht — ihm
Ihm jauchzt es zu. Glaub' nicht, wir haßten das
Gesetz. O nein! wir woll'n's dem Volk gewähren —
Nur heut nicht — nur nicht, wie es Gracchus
will —

Dies Ueberstürzen haßen wir. Freund! bald
Ist er nicht mehr Tribun — nun dachten wir —
Wenn du dann selber mit uns Hand in Hand,
Nur wenig abgeändert das Gesetz
Dem Volke reifer, besser brächtest, dann
Wär' Alles ohne Hast und Streit geschlichtet —
Du wärst des Staates Retter —

Octavius (tief in Gedanken.)

Ihr haltet den Liber nicht lange hin —
Das ist zu spät, Masica!

Masica.

An dir nur liegts!

Octavius! stütze heut die gute Sache;
Zu hohen Ehren hat dich der Senat
Bestimmt — wach' auf! entschlief' dich!

Octavius (halb für sich).

Liber

Ist mächt'ger als wir Alle! gegen ihn
Kommt Keiner auf. Das hat mich erst gequält.
Unwiderstehlich ist der Geist der Gracchen!

Masica.

Doch Uebereilung ist ihr Schicksal! und
Deshalb haß' ich den Dämon dieser Gracchen —
Unbänd'ge Ehrfurcht reißt sie in's Verderben —
Bringt un'ren Staat zum Abgrund. Glaube mir,
Wenn er heut siegt — dann geht er immer weiter —
Und nach der Krone selbst streckt er die Hand —

Octavius.

Das nicht — und doch — nein! nein!

Masica.

Beweise hab' ich!

Die Augen öffne, Freund! ein Werkzeug bloß
Bist Du in seiner schlauen Hand. Wir Alle

Sind nur ein Spielball seinem Ehrgeiz — o!
Die Ackerfäße sind ein Mittel nur
Für seine schlauen, tiefverborg'nen Pläne.
Trau' ihm nur! trau' ihm! bald wird er mit Hochmuth
Den besten Freund, den dreimal weiseren,
Behandeln. Wie? bist du — seid ihr nicht auch
Tribunen? nun? was läßt er euch denn? was
Dem Volke nur genchm ist — was ihm schmeichelt,
Er schnappt's euch von den Lippen weg, als sei
Nur er der Mann des Volks —

Octavius (sich vergessend, heftig).

Das thut er!

Masica (schnell einfallend).

Also!

Octavius, besinne dich! es wird
In diesen Zeiten heil'ge Pflicht, daß sich
Die Guten und Besonnenen vereinen.
Auf dich heßt der Senat. Zu was verließ
Der Vater Weisheit den Tribunen denn
Das Vetorecht, als um zu hindern, daß
Unreifes nicht vom Volk beschlossen werde —
Daß Ehrgeiz nicht mit dem Gesetze spiele —
Daß Uebereilung nicht den Staat verwirre?
Hier wird das Hemmen Pflicht. Du hemmst nicht —
nein!

Du förderst das Gesetz — Du bringst es selbst
Bald reifer vor das Volk — doch heut' — heut' gilt's
Dein Veto auszusprechen —!

Octavius (schwankend).

Doch wenn das Volk —

Gesetzt, ich thät's — mein Leben wäre schwer
Bedroht —

Masica.

Sei unberührt! Wir schützen dich!

Schon naht die Stunde für die Volksversammlung —
Es eilt! kostbar sind die Minuten! nun,
Octavius! schlag' ein! sei unser! rette
Den Staat, und unerhörte Ehren werden
Die Festigkeit im Sturme dir lobnen. Wie?
Du schwankst noch immer?

Volk (hinter der Bühne).

Hoch der Volkstribun!

Hoch Gracchus!

Masica (geht nach dem Hintergrund).

Hörst du? ihm — ihm jauchzt es zu —
Nur ihm! die aber wird nicht bloß der Jubel
Des tohen Haufens — die wird der Senat
Der höchsten Ehre Palme dankend reichen!
Aufsteigt dein Stern! hell hebt sich dein Geschlecht
Aus dunkler Nacht empor — ein einziges Wort
Macht dich zum größten aller Römer — auf!
Jetzt oder nie! entscheide dich! sei unser!

Decavius.

Sei's denn — allein —

Mafica.

Wohl! ich versteh' — wir geben
Dir Sicherheit sogleich für das Versprochne —
(Stolz) Wir lohnen dir, wie niemals noch in Rom
Patricier — Plebejerdienste lohnten —
Bleib' fest! Komm zum Senat — es naht das Volk
Dein Wort —?

Decavius.

Hier Wort und Hand!

Mafica.

Komm! bring's zu Ende!
(Beide ab.)

Dritte Scene.

Treten auf Appius und Bürger. Marius. — (Nach
und nach immer mehr Bürger eintretend. Die Gracchische
Partei, die nach dem Zuge links steht.)

Zweiter Bürger (zu dem im Trauermantel bit-
tenden Appius)

Wir euren schab'gen Trauermantel zieht,
Wohin ihr wollt! Hängt euch — wenn's euch beliebt —
Nur nicht an uns — nur nicht an un're Aecker!

Appius.

Laßt euch erweichen! seid gerecht! fühlt menschlich!

Zweiter Bürger.

Ihr bittet nur, wenn's an den Hals euch geht,
Ihr bittelreiches Volk! wir wären Narren,
Wenn wir ein Wort euch glaubten. Fort, Speckbauch,
fort!

Ihr seid doch alle Schurken!

Appius.

O glaubt mir's, Kinder!

Wir woll'n nur euer Bestes —

Zweiter Bürger.

ja! von den Aeckern!

Dies unser Bestes woll'n wir eben wieder haben!

Appius.

Ich bin nicht reich — ich hab' so viele Schulden
Auf meinen Aeckern —

Zweiter Bürger.

sag': auf un'ren, Schuft!

So zahlst du doppelt uns — erst für die Schulden —
dann

für un're Aecker, die du verschuldestest,
Du alter geiz'ger Gauner!

Appius.

Habt doch Gnade!

Zweiter Bürger.

Da schmeichelt ihr — wenn wild an die Paläste
Das Wetter schlägt — da kriecht ihr Sündenbäuche!
Für wen denn haben wir gekämpft? für euch?
Für euch besiegten die Samniter wir —
Für euch Corinth! Carthago! für euch! für euch!
Und wir — wir soll'n auf unsren eignen Aeckern
Das Land für euch als Sklaven bau'n? geht, geht!
Ihr hattet für die Armuth nie ein Herz —
Rund dreht die Erde sich — nun schmeckt sie selbst
Und — laßt's euch wohl bekommen! Dort, dort steht
Des Volkes Recht — so schrieb's der edle Gracchus —
Und davon weichen wir kein Haar breit — basta!

Dritter Bürger.

Ja! 's ist noch viel zu wenig! Donnerwetter,
Ich sollte nur dies Wucherneß regieren,
Ihr Schlemmerbäuche solltet anders dran!

Marius (immer liegend).

So recht, ihr Brüder! schreit zum Himmel auf,
Daß euch die Götter endlich hören. Rüttelt
An den Palästen — euer sind sie — nicht
Den geiz'gen Schurken. Mit dem Gracchus stimmt,
Laßt euch vom falschen Mitleid nicht erweichen!

Zweiter Bürger.

Recht, Marius! und kurz und gut, wir stimmen
Für das Gesetz!

Vierter Bürger.

Und kurz und gut, wir hindern's!

Dritter Bürger.

Was schwagt denn der tiefäug'ge Schurke dort
Vom hindern? ihr uns hindern? wer anders stimmt,
Dem bläu'n wir das Gesetz ein so buchstäblich,
Daß er genug hat —

Vierter Bürger

Wie? ihr wollt Gewalt?

Dritter Bürger.

Ja du Spion! habt ihr nicht auch Gewalt
Gebraucht? mit schlaun Ränken uns bethört,
Du Halsfuß! und doch hat der Plebejer
Stets obgesiegt — der Gracchus wird euch schon
Die Wege weisen!

Vierter Bürger.

Ihr habt kein Recht auf un're Aecker, schon lange
Stehn drauf die Aschenkrüge un'rer Ahnen —

Dritter Bürger.

O! eu're Ahnen war'n noch größ're Schurken
Als ihr — schweig! — schweig mit von eu'ren Ahnen!

Vierter Bürger.

Auf un're Kosten bauten wir Paläste
Und trockneten die Sümpfe aus —

Dritter Bürger.

Die Sümpfe?

O ja! und — uns're Kehlen!

Zweiter Bürger.

Was Euer ist

Nach Recht — das woll'n wir nicht — wir fordern nur
Die öffentlichen Aecker —

Dritter Bürger.

Was da? was da?

Wir wollen Alles! Alles! ihr verdient
Nichts als den Galgen!

Zweiter Bürger.

Da kommt ja der Senat —!

Macht Platz! — der Zug der Tribus kommt!

Vierte Scene.

Vorige.

(Musik. Marsch. Festzug der 36 römischen, theils ländlichen, theils städtischen Tribus. Vor jeder Tribus eine Fahne mit den Worten: „erste, zweite etc. Tribus.“ Vor jeder ein Herold, und die Volkstribunen führen die Sectionen. Die Tribus nehmen Platz am Amphitheater hinten. Gleichzeitig kommt von der entgegengesetzten Seite der Senatorenzug, die in der Halle rechts sich niederlassen. Musik fortdauernd. Victoren und Medilen. Es wird angenommen, vom Hintergrunde links bis zur Conlisse vorn links wölbe sich hinter dem Theater das Forum, als seien dort lauter Volksmassen.)

Zweiter Bürger.

Das war die letzte Tribus! hei! nun geht's los!
Ich stimme gleich! Wir wollen's so — deshalb
Sei es Gesetz!

Vierter Bürger.

Wir werden's dennoch hindern!

Dritter Bürger.

Haut den Hallunken nieder!

Bürger.

Nieder mit ihm!

Vierter Bürger (mit mehreren auf sie eindringend).

Weg Lumpenvolk! Gesindel! Hefe Rom's!

Marius (aufwiegelnd, wild).

Sucht ihr Händel?

Vierter Bürger.

Ihr müßt weichen!

Marius.

Nieder!

Nieder mit den Reichen!

Bürger (durcheinander).

Nieder! holt Bänke!

(Es bildet sich eine malerische Tumultgruppe, ohne daß es zu Thätlichkeiten kommt.)

Zweiter Bürger.

Halt't ein! seid still! seht doch: der Gracchus kommt —
Wie finster sieht er aus! Macht euch nicht so
Gemein!

Fünfte Scene.

Vorige. Liber.

Liber (tritt würdevoll in den Tumult).

(Alles schweigt. Das Meer wird ruhig.)

Halt't ein! benehmt euch würdig! Römer!

Sonst zürnen uns die Götter! ein Feind des Volkes
Ist, wer das heil'ge Recht hier lästert mit
Gewalt! — Nehmt eu're Plätze, röm'sche Männer,
Die Götter seien uns're Werke günstig!

(Hier schweigt die Musik.)

(Verteilt unter ehrfürchtvollem Schweigen die Redner-
bühne. Um ihn herum auf erhöhtem Podium gruppirt
sich die neun Tribunen. Ihm zur Linken Octavius, zur
Rechten Rubrius. Der Schreiber sitzt an seinem Platz.)

Somit eröffne ich die Volksversammlung!

Hochwichtiges gilt's heut' zu beschließen, Römer!

Heut' gilt's, die Leidenschaft zu zügeln — denn

Nur der ist frei, der frei sich selbst beherrsicht.

— Es soll heut' das gesammte Römervolk

Gesetzlich hier abstimmen über's Recht

Der öffentlichen Aecker. Würdig sei

Der Streit entschieden — festgestellt das Recht! —

— Gehorchend nur dem selbstgegebenen

Gesetz — und unterthan nur der vom Volk

Gewählten Obrigkeit — so haben wir,

Nach funfzig Jahren innern Streits, Quititen!

Die Freiheit der Verfassung uns errungen!

Das Wichtigste entscheidet nun das Volk.

Was als Gesetz von ihm beschlossen wird,

Kann kein Senatspruch hindern. Begründet ward

Das Amt der Volkstribunen — unzerstörlich

Soll'n Priestern gleich, des Volkes heil'ges Recht —

Sie strenggesetzlich wahren. Nur das Gesetz

Herrscht hier — sonst sind wir Keinem unterthan!

Das ward errungen, als uns ringsum Krieg

Umgab — die inn're Freiheit blieb uns stets

Das höchste Gut! — Schlimm war die Tyrannie

Der Könige, der Decemviren, der Patricier —

Doch aller Tyrannieen schlimmste drückt

Uns jetzt — und heute gilt's — sie zu bestiegen! —

— Wer aber stört von Neuem uns'ren Frieden —?

Wer wagt es, niedrig trachtend, hinterlistig

Die alten Privilegien zu erschleichen?

Das Volk zu knechten? in ungerichte Kriege

In Armuth uns zu schleudern?

Alle Bürger (zur Linken, nürmisch).

Die Reichen! die Reichen!

Nieder, nieder mit den Reichen!

Tiber.

Nein, nicht so! nieder
Nur mit dem Unrecht! nieder mit dem Frevel!
Alle Bürger (zur Linken und hinten).
Die Aecker! die Aecker! wir wollen uns're Aecker!

Tiber.

Ihr sollt sie haben, Römer! wir fußen fest
Auf uns'rem Recht — dem ältesten Gesetz
Der Republik: daß das im Krieg Erworb'ne
Auch gleich vertheilt den Römern werde. Wo?
Wo sind die Aecker, die dem Volk gehören?
Wer hat sie?

Alle Bürger (zur Linken).

Die Reichen! die Reichen! die Reichen!

Tiber.

Wo sind

Die Rechte, die Licinius uns gab?
Wer hat sie frech geraubt? die Republik
Soll billig und gerecht dies untersuchen,
Dem Unrecht steuern — und das alte Recht
Dem Volk gewähren. Gesehlich werde heut'
Die Noth des Staats geendet. 's wird hohe Zeit,
Dem armen Volk zu geben — was man ihm

Entriß — sonst zürnen uns die Götter! Das
Bedenkt, ihr Reichen! gebt freiwillig nach —
Statt euch und uns im Kampfe zu vernichten!
Heut', Römer! wird dem Tempel uns'rer Freiheit
Die Kuppel aufgesetzt — und heute wird —
Ihr Götter hindert's! — uns'rer Freiheit Tempel
Zermalmt — vielleicht für ewig je nachdem
Ihr abstimmt! Macht ihr ein schmutz'ges Krämerneß
Aus Rom — dann sinkt und sinkt dies größte Reich
Der Welt — zerfleischt zu andern Völkerleichen!
Dann bleibt vom Römergeiste nichts — als Staub!
Die Weltgeschichte wird von dieser Stunde
Den spätesten Geschlechtern künden. Wir stimmen
Nicht bloß für Rom — die ganze Menschheit hat
In dieser großen Stunde Theil.
Bedenkt das, Senatoren! das bedenkt,
Ihr Reichen: ewig — ewig sind wir nur —
Wenn wir die Ewigkeit verdienen — sonst
Zerfallen wir in Staub! — Eu'r eignes Schicksal
Liegt jetzt in Eurer Hand, Quiriten! stimmt
Nun nach den Tribus ab! Zuvor verließ
Den Vorschlag des Gesetzes, Schreiber! wie
Es Brauch ist! — (Rubrius wendet sich zu der be-
fürzt werdenden linken Partei.)
(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Die Göttin. Ein Hohelied vom Weibe von
Rudolph Gottschall. Hamburg, Hoffmann und
Campe 1855.

(Fortsetzung.)

Marie entschließt sich — sie steht als Göttin der
Vernunft auf dem Altare. Eine herrliche Schild-
derung des wilden Festes:

Wo glänzt des Bischofs Mitra
Wo tönt der Chorgesang,
In den die mächt'ge Orgel
Die Riesenfugen schlang?

Es glänzt die rotbe Mitra
Der freien Republik,
Es brausen wilde Hymnen
Der krieg'r'schen Musik!

Es steht auf dem Altare
Der Göttin Lichtgestalt,
Von einer ries'gen Fackel
Mit Zauberschein umwallt.

und endlich eine „Hymne:“

Die Natur, vom Geist durchdrungen,
Spiegelt uns der schöne Leib,
Braut mit Pflanzens Feuerzungen,
Beliedet — preißt das Weib!

bilden den Gipfelpunkt des Gedichtes. Die Schluß-
gesänge können natürlich nicht befriedigen. Marie
kommt am Abend des Festes zum Maskenfeste der
„Manaden,“ zu einer wilden Orgie, in deren
Schilderung der Dichter seinen Meisterberuf zur
epischen Darstellung zeigt. Hier trifft sie Chaumette
an, sie fordert ihn auf, die Befreiung ihres Garten
ungeräumt zu bewerkstelligen. Er giebt kalt zur
Antwort:

Aus Verschen Bürgerin
Nichtete die Guillotine
Heute keinen Garten hin.

Marie bricht zusammen, sie begrabt sich und
ihren ungeheuren Schmerz in tiefe Einsamkeit.
Dann aber rafft sie sich wieder kräftig empor, ist
sie doch noch die freie Göttin eines freien Volkes.
Sie tritt hinaus und begegnet dem Festzug des
höchsten Wesens. Ihre Gottheit wird verspottet
und verhöhnt — sie verfällt in Wahnsinn und endet
in „Delirien.“ —

Wir haben hier kurz den Inhalt des Gott-
schall'schen Gedichtes angedeutet — und wollen nun
näher auf dasselbe eingehen. Zuerst war es natür-
lich die Tendenz der didaktischen Gesänge, über

welche, wie Robert Prutz sagt, es einer, ich weiß nicht ob mehr martherzigen oder blödsinnigen Kritik, gefallen hat, Zeter zu schreiben, über die angeblich „destructive“ Richtung des Gottschallschen Gedichtes, und heuchlerische Bußpsalmen anzustimmen über den Dichter, der sein Talent an eine derartige Aufgabe wegwerfen konnte. Nun denn, ihr Fischseelen, wer soll denn die großen Fragen der Zukunft vorahnend behandeln, wenn nicht der Dichter? wem ziemt es, auf der Linde der Gegenwart zu stehen und hinauszuspähen in das gelobte Land der Freiheit und jener reinen Menschlichkeit deren Hereinbruch ihr mit all eurem Pharisäerthum nicht verhindert werdet, wenn nicht ihm? Wollt ihr lieber den Kampf der rohen Gewalt hereinbrechen lassen, als daß ihr dem Dichter, diesem Propheten und Seher der Menschheit, verstatet, das Chaos der Leidenschaften und Gedanken, das die Herzen noch ungewiß durchflutet, in bildnerischen Versuchen zu gestalten und auf dem Blumenpfade der Schönheit die Welt vorzubereiten auf das, was einmal kommen wird und muß?

So weit Robert Prutz. Er überhebt uns mit seinen wenigen kernigen Worten der Mühe, etwas weiteres über die Tendenz zu sagen. Was die Form des Gottschallschen Poems anbelangt, so ist dasselbe allerdings kaum ein historisches Gedicht zu nennen. Dazu ist es zu sehr tendenziös-didaktisch, — der Titel aber, „ein Hohelied vom Weibe,“ zeigt

schon, daß der Dichter es nicht einmal dafür geben wollte. Die Form der einzelnen Gesänge (von denen viele nur in sehr lockerem Zusammenhang mit dem Ganzen stehen) zeugt von sorgfältiger Feile, der Styl ist durchweg Schwungvoll und edel, die Verse mit wenigen Ausnahmen gleichmäßig. Was endlich die Gedanken und Bilder anbelangt, so erinnern dieselben mannigfach an Karl Beck's stürmische gepanzerte und fahrende Periode. Und doch auch wieder nicht. Karl Beck liebte es vorzugsweise mit dem Ungeheuerlichen zu spielen, er gefiel sich in Victor Hugeschen Schilderungen — über Gottschalls Gedankenmeere, außerdem es noch gewaltig flutet, braust und wogt, schwebt der geläuterte Geist, welcher die Schönheit erkannt hat, und sie liebt sich wohl scheinbar von ihr entfernt, aber doch immer und immer wieder zu ihr zurückkehrt, bis er sie gar nicht mehr läßt und lassen kann.

„Die deutsche Poesie ist im Erlöschen zu greifen!“ das ist der Eulenzelang, welcher fortwährend von den kritischen Nachzügeln dieser Tag angestimmt wird. Und sie ist es nicht! Sie liebt, sie beginnt zu leben! Aus dem Wüste fruchtloser Versuche — toller Experimente, salonblasener Geistreichigkeit und formloser Ausgelassenheit erhebt die wahre freie sittlich große Muse, die das Wort veredelt, ihr Haupt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Literatur.

Ein neuer Roman C. Spindlers. Von dem gewandten und beliebten Erzähler C. Spindler dürfte binnen kurzem ein neuer Roman: „der Teufel im Bade“ erscheinen, welcher sich in der Homburger Spielhölle bewegen wird.

Emma Riendorf. Von dieser beliebten Novellistin steht, wie wir aus den „Jahreszeiten“ ersehen, ein neuer Band einfacher Geschichten in Aussicht.

Rudolph Gottschall arbeitet gegenwärtig an einem neuen epischen Gedicht „Karl Zeno“ betitelt.

Die neue „Deutsche Frauen-Zeitung.“ Gegen Mitte dieses Monats wird die Probenummer der neuen „Deutschen Frauen-Zeitung“ ausgegeben werden. Die Verlagsbuchhandlung hat tüchtige Kräfte bereits gewonnen, Andere haben ihre Mitwirkung wenigstens zugesagt. Auch Louise Otto, die Redactrice der früher in Gropshain und Gera erschienenen „Frauen-Zeitung“ wird bei der „Deutschen Frauen-Zeitung“ thätig sein.

Noch eine Arbeit des Dichters Arnold Schloenbach. Arnold Schloenbach (dessen Trauerspiel „Gustav III“ sich neulich einer sehr günstigen Beurtheilung in der „Europa“ zu erfreuen hatte) beabsichtigt außer seinem Dichtungsencyclopaed „Natur und Menschenthum“ auch eine Sammlung charakteristischer Erzählungen unter dem Titel: „Ergänzungen“ erscheinen zu lassen. Einige davon wurden bereits im Feuilleton von J. Kutzanda's „Deutscher Post“ mitgetheilt, andere werden vor ihrem Erscheinen im Buchhandel in den nächstfolgenden deutschen Journalen veröffentlicht werden.

Eine Beurtheilung des deutschen Romans in Frankreich. Die Revue des deux mondes enthält einen längeren Artikel: „Mouvement litteraire de l'Allemagne,“ von Saint-Mere Taillandier, der unter anderem auch „die Ritter vom Geiste“ von Gutzkow, „neues Leben,“ von Auerbach und „Die modernen Titanen,“ von Robert Gieseke ausführlich bespricht. In diesem letzteren Autor rühmt er eine hervorragende Begabung und die geistvolle Schärfe, mit der er in seinem Roman

die Bewegungen der Geister und die verschiedenen modernen Richtungen charakterisirt hat, ein Ruhm, der, wie uns scheint, neben den von Gutzkow und Auerbach gestellt, ein wenig befremden muß. Es geht überhaupt nicht zu leugnen, daß die Mittheilungen Saint René Taillandiers bei allem Verdienst, das sie haben, doch äußerst einseitig und unvollständig sind. Der französische Kritiker, dem ein genaues und übersichtliches Verfolgen der deutschen Literaturrichtungen in Paris nicht möglich scheint, nimmt das, was ihm zugeht und erreichbar ist, oder was ihm von befreundeter Seite zugeschiedt wird, in vielen Fällen als das Wichtigste und Bedeutendste an, während es oft doch nur sehr untergeordneter und geringerer Art ist. Wir verkennen und mißachten die Begabung Robert Giese's nicht, aber um mit Gutzkow und Auerbach genannt zu werden, fehlt ihm doch vorerst noch aller Werth. Seine „modernen Titanen“ sind ein wildes und verfehltes Jugendwerk, das neben der Meisterschaft des einen und der Reife des andern Autors nur bei einem Franzosen, der in letzter Instanz deutsches Sein und Leben dennoch nicht zu würdigen versteht, eine Stelle finden kann. (Jahreszt.)

Theater.

Das hinterlassene Trauerspiel Raupach's auf dem Wiener Hofburgtheater. Am 12. v. M. wurde im Wiener Hofburgtheater Raupach's Trauerspiel in Versen „Der Dolch“ gegeben. Dasselbe hat fünf — sage fünf langweilige Akte. Das Stück fand nur aus Pietätsrückzicht für den berühmten Verfasser und als literarhistorische interessante Reliquie einer längst überwundenen Periode des deutschen Dramas, was man zu sagen pflegt, einen „succès d'estime“ schreibt man aus Wien.

Der Regisseur des Berliner Hoftheaters C. Weiß starb am 14. Februar zu Berlin. Der Verstorbene gehörte in Hinsicht auf seine tiefe, geistige Bildung und die Wahrheit seines Spiels zu den vorzüglichsten Schauspielern dieser Zeit.

Faust auf der Bühne. Ueber dies interessante Thema hat kürzlich Franz Dingelde in München einen zahlreich besuchten, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag gehalten, worin er darlegt, unter welchen Voraussetzungen an zwei Abenden die Darstellung beider Theile des Faust möglich sei.

Herr v. Ernest, früher am Leipziger Stadttheater ist für das Fach der Heldenliebesoper am Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu Berlin engagirt worden und hat als Schiller in den „Karlschülern“ debutirt.

Heinrich's Prinz Lieschen in Danzig. Auch in Danzig hat Prinz Lieschen durch treffliche Darstellung des Herrn Grobecker (Oberfischmeister) und Fr. Tische (Lieschen) viel Erfolg gehabt. Neben dem homerischen Gelächter und vielfachen Applaus befanden es einige verästhetisirte Seelen für gut, etwas wenig zu knurren, was ihnen indeß nichts nützte.

Zenobia. Die „Theater-Chronik“ berichtet aus München, unter'm 26. Febr. Gestern wurde Dr. May's fünfaktiges Trauerspiel: „Zenobia“ trefflich besetzt und glänzend ausgestattet, zum ersten Male aufgeführt, und wurden die Hauptdarsteller sammt dem Dichter nach vier Akten fünf Mal hervorgerufen. Den geschichtlichen Inhalt des Trauerspiels bilden die apostatischen Versuche des römischen Kaisers Julian, (geb. 331, gest. 363 n. Chr.) das von seinem Oheim Konstantin zu Staatsreligion erhobene junge Christenthum zu Gunsten des antiken Götterglaubens wieder zu vertilgen. Als demonstrirende Trägerin dieser Idee und ihres notwendigen Scheiterns an der Zeit sehen wir — neben der vorübergehenden Erscheinung Julians — Zenobia, die Tochter des Apollopriesters Vissistratus zu Daphne (in Syrien,) sich in flammender Begeisterung dem neuen Dienste des Gottes weihen, und, durch Glodomar, den römischen Heerführer, vom Liebesworte der Christuslehre ergriffen und befreit, vor den Trümmern des von ihrem eigenen Bruder, dem fanatischen Einsiedler Basilus in Brand gesteckten Apollotempels, an der Leiche ihres Heldenkaisers sich selbst den Tod geben. Eine wirksame, an psychologischen Momenten reiche Episode bildet die verischmähte Liebe des Kaiserbegünstigten Parmenio, der um Zenobia willen zum Götterglauben zurückkehrend, der Priesterchereucht ihres Vaters Vissistratus zum Opfer fällt. Dies der Hauptinhalt des in blühender Sprache geschriebenen, mit spannenden Situationen und scenischer Staffage reich ausgestatteten Stückes, dessen Titelrolle von unserer genialen Damböck mit höchster tragischer Gewalt und Meisterschaft dargestellt wurde, welcher die H. Dahn (Glodomar,) Richter (Parmenio,) Straßmann (Julian,) Büttgen (Vissistratus) und Christen (Basilus) in würdiger Weise zur Seite standen. — Das Publikum blieb während der vierthalbstündigen Dauer des ganzen Stückes hindurch in unausgesetzter gespanntester Aufmerksamkeit erhalten.

Correspondenz.

© Leipziger Wochenchronik.

Wir sind leider nicht im Stande, uns des ziemlich reichen Materials für Besprechung des

Kunsttageleben heute zu entledigen und geben daher nur die Notiz, daß die Oper „Indra von Flotow“ trotz der persönlichen Anwesenheit des Componisten und Dichters bei der ersten Aufführung nicht durchschlug, wohl aber beinahe durchfiel. Ernst Kossak nannte sie neulich eine Polkaoper, aber auch dazu ist sie zu langweilig. Eine ausführlichere Besprechung der hier gegebenen anmuthigen Schauspielnovität „Annen von Tbarau“ folgt in nächster Nummer. Soeben erfahren wir noch, daß in den nächsten Wochen Freitags „Journalisten“ mit einem Gastspiele Marr's zum erstenmale auf die hiesigen Bretter gelangen werden.

Beischwingen.

Sonst und jetzt. Der Graf von Savazzo war ein Liebling Ludwigs IX. von Frankreich und bekleidete eine hohe Stelle in der Armee. Er reiste in Privatangelegenheiten nach Italien und wurde für einen Hugenotten gehalten. Der Papst Sixtus V. ließ ihn auf diesen Verdacht in der Inquisition übergeben. Kaum erfuhr dies Ludwig IX., so sandte er sogleich den Marquis von Pisana mit dem Auftrage nach Rom, die schleunige Freilassung des Grafen von Savazza zu fordern, weil er nicht nur ein Unterthan des Königs sei, sondern auch in dessen Diensten stehe; wobei dem Marquis zugleich befohlen war, den Grafen nach Frankreich zurückzubringen. Der Marquis verlangte eine Audienz beim Papst; sie wurde ihm gewährt, aber der heilige Vater erklärte: dieser Antrag erfordere reifliche Ueberlegung, und bestimmte eine Zeit, wenn er sich darüber erklären würde. Diese Frist verfloß, ohne daß der Marquis darüber beschieden wurde. Da begab sich dieser wiederum zum Papste und bat ihn im Namen seines Monarchen, dessen Verlangen zu genügen, und fügte hinzu: „wenn dies nicht binnen acht Tagen geschieht, so dürfte Sr. Majestät der König von Frankreich Maßregeln ergreifen, die Euer Heiligkeit sehr unangenehm sein könnten.“

Darüber verfloßen wieder acht Tage, ohne daß der Marquis Bescheid erhielt; er verlangte eine neue Audienz bei Sixtus V. und sagte dem Papst: „wenn der Graf von Savazza nicht Morgen in Freiheit gesetzt wird, so habe ich von Sr. Majestät den Befehl erhalten, mit seinem Gesandten nach Paris zurückzukehren, und es versteht sich dann von selbst, daß von diesem Augenblick an die Abgaben

der Geistlichkeit in Frankreich an den heiligen päpstlichen Stuhl aufhören müßten.“

Der Papst berieth sich darüber mit den Cardinälen, und diese stimmten Alle, sehr ärgerlich zwar, dahin, dem Verlangen des Königs nachzugeben; der Gefangene wurde auf freien Fuß gesetzt, aber man verbreitete das Gerücht in Rom, Ludwig IX. habe einen Trunkenbold an den Papst geschickt, um den kezerischen Grafen von Savazza zu reklamiren. Der Marquis von Pisana war notorisch ein allgemein hochgeachteter Mann wegen seiner Kenntnisse und Sittlichkeit, und keineswegs der Böhlerci ergeben; er lebte vielmehr sehr mäßig und genoss nur Wein in geringem Maße. Dies ereignete sich im Jahr 1569!

Wer sollte nicht wünschen, daß man sich eben so energisch für den beklagenswerthen *Madiari* und dessen Gattin verwenden möge, bevor das fälschlich verbreitete Gerücht seines Todes zur Wahrheit werde?
M.

Marionetten auch in Berlin. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich fast zur selben Zeit und an ganz verschiedenen Orten die gleichen Erscheinungen, Liebhabereien und Symptome zu Tage legen, ohne daß eine eigentliche und merkliche Verbindung oder Wechselwirkung unter und in ihnen nachzuweisen wäre. Kaum nur haben wir berichtet, daß in Paris und London die Marionettentheater neu aufgelebt sind, so erfahren wir, daß sie auch in Berlin schon im Schwange sind. Aus so kleinen und geringfügigen Vorfällen kann man lernen und ersehen, wie sehr jede Zeit eine gewisse unleugbare Gemeinsamkeit in sich hat und dieselbe bei vorkommenden Gelegenheiten überraschend an's Licht befördert. Die Marionetten scheinen übrigens von je in Reactionsepochen besonders en vogue gewesen zu sein.
(Jahst.)

Briefkasten.

Herrn F. G. in Berlin. Wie haben Sie unser Schreiben aufgenommen? Erhalten wir nicht bald Antwort? — Herrn G. J. in Posen. Ein für allemal bitten wir uns die Einsendung unfrankirter Gedichte. Dies zeigt mindestens von einem großen Selbstvertrauen, welches Ihre Verse durchaus nicht rechtfertigen. Wenn wir jeden eingehenden Zettel mit Reimen frankirt zurücksenden sollten, so hätten wir täglich einen Thaler Porto zu entrichten. — Herrn R. N. Hier. Sehr gern.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Finze in Leipzig.